

Wasserdichte Neoklassik?

Zur Möglichkeit und Unmöglichkeit von Kritik am ökonomischen Mainstream

Benedikt Sargant*

29.04.2015

Zusammenfassung

Die Vorherrschaft der neoklassischen Theorie in den Wirtschaftswissenschaften der Gegenwart ist unbestritten. Wohl werden da und dort kleinere Scharmützel zwischen Vertreter*innen leicht divergenter wirtschaftswissenschaftlicher Strömungen ruchbar, weitgehend regiert an Universitäten im In- und Ausland jedoch die Auffassung, die Wirtschaftswissenschaft beschäftige sich mit formalisierbaren Tatbeständen und sei daher eine den Naturwissenschaften gleichwertige, durch mathematische Modelle geprägte Lehre. Insofern greift heute noch Milton Friedmans mittlerweile berühmt-berüchtigtes „as-if“-Argument, jener argumentative Regenschirm, an dem bis heute jede Kritik an dem formalistischen Paradigma der Ökonomie abperlt: Es ist – entweder in expliziter oder in verschleierter Form – der Kern der bisweilen äußerst erfolgreichen Strategie einer Zunft von Wissenschaftler*innen, sich gegen Kritik zu immunisieren und ihre Denkschule als vorherrschende Theorie zu erhalten.

Um die Gründe für die beherrschende Stellung der Neoklassik in den Wirtschaftswissenschaften zu verstehen, ist es zunächst nützlich, die Geschichte der formalistischen Argumentation in diesem Bereich genauer zu betrachten. Die Grundlagen dafür wurden bereits im 19. Jahrhundert geschaffen, im Zuge des Methodenstreits in der Nationalökonomie verfeinert und schließlich im Verlauf des 20. Jahrhunderts zu einem kompletten, höchst elaborierten Theoriegebäude ausgebaut. Das ursprüngliche Ziel, nämlich die Beschreibung gesellschaftlicher Zusammenhänge im Rahmen einer „reinen Theorie“, tritt dabei jedoch zunehmend in den Hintergrund. Faszinierenderweise scheint sich die Neoklassik gewissermaßen selbst zu „performen“, das heißt, dass die Theorie nicht mehr lediglich ein Instrument zur konsistenten Beschreibung einer Wirklichkeit bleibt, sondern als Vorlage für die Veränderung und neue Schaffung von gesellschaftlichen Strukturen herangezogen wird. Dieser Prozess lässt eine soziale Welt entstehen, in der die ökonomische Rationalität, wie sie im neoklassischen Modell verstanden wird, ihren ursprünglichen, deskriptiv zu verstehenden Charakter einbüßt und schließlich als normatives Programm – als Anleitung zum „richtigen“ Verhalten – wirken kann. Eine erfolgreiche Kritik an der Neoklassik kann somit nicht an ihrer formalen Struktur, ihren Annahmen oder ihrem Wunsch, die Wirtschaft als formal abbildbare Realität zu verstehen, ansetzen. Vielmehr muss ein erster Schritt in der Aufdeckung dieses hier beschriebenen sich selbst verstärkenden Mechanismus liegen.

Das Ziel dieses Beitrags ist es, die Neoklassik aus einer gesellschaftstheoretischen Perspektive auf die Ökonomie heraus als eine Herangehensweise unter vielen anderen „auf ihren Platz zu verweisen“ und sie als eine Theorie verständlich zu machen, die in einem bestimmten, sehr eingeschränkten Bereich durchaus Erklärungskraft besitzen kann. Eine Fundamentalkritik an der Neoklassik ist zwar möglich, führt jedoch in eine Sackgasse, in der eine Theorie dafür kritisiert wird, dass sie für Tatbestände, die bereits in ihren Grundannahmen ausgeschlossen sind, keine Erklärung findet. Eine fundierte Kritik kann daher vermutlich

*WU Wien, Department für Sozioökonomie, benedikt.sargant@wu.ac.at

eher erfolgreich und nachvollziehbar sein, wenn sie „von außen“ an die Theorie herangetragen wird. Wenn sich der Fokus der Auseinandersetzung mit der Neoklassik weg von einer Fundamentalkritik an den Annahmen und Aussagen der Modelle hin zu einer Reflexion über Wirtschaftswissenschaft als Gesellschaftswissenschaft verschiebt, treten Aspekte wie die These der Selbst-Performance der Theorie in den Vordergrund, der zufolge theoretische Annahmen plötzlich normativen Charakter erhalten und damit nicht mehr im Sinne des Erfinders lediglich beschreiben, sondern strukturbildend wirken und so gesellschaftlichen Gestaltungsspielraum einschränken.